

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1921**

223 (24.9.1921) Die Mußestunde



Aus Welt und Wissen

Auffteuer. Aus London wird der „Woffischen Zeitung“ be-
richtet: Während des ungewöhnlich warmen Sommers hat man
in England wieder einmal die Erfahrung gemacht, daß es, na-
mentlich in der Badezeit, nicht ganz leicht ist, jungen Leuten,
die noch nicht verheiratet sind, das Klüßen zu verbieten. In dem
Seebad Kirkcubright bei Keweenaw nahen die Küstengebiet die
Dimensionen an, daß der Farrer des Ortes einen gehar-
nichten Protest gegen diese neuzeitliche Unsitte veröffentlichte.
Er erklärte, daß es unstatthaft sei, wenn einzelne Liebespaare
die wenigen Bänke, die an verschwiegenen Plätzen aufgestellt
sind, dauernd für sich in Anspruch nähmen, um die Umgebend
mit einem Geräusch zu erfüllen, das allzusehr an das Entköpfeln
von Flaschen erinnere. Anderen Leuten, die auch gern mal
auf diesen Bänken sitzen wollten, würde dadurch vollkommen
die Möglichkeit genommen, sich ebenfalls an einem dieser bevor-
zugten Plätze niederzulassen. Der Herr Farrer macht dabeg
einen Vorschlag, der gleichzeitig zur Hebung der Gemeindefin-
den beitragen soll. Er empfiehlt die Ausgabe von Auf-
karten, die jedem Mädchen gestatten sollen, eine bestimmte Zeit
auf einer für diese Zwecke am besten geeigneten und daher am
meisten bevorzugten Bänke zu sitzen. Nach Ablauf der son-
ntäglichen Ruheperiode erscheint der behördlich angestellte Kon-
trollleur, nimmt den Coupon ab und bereitet der nachbringenden
Tätigkeit der beiden Bankbesitzer das vorgeschriebene Ende.
Automatisch rückt dann aus dem wartenden Quere das nächste
Mädchen auf die freigewordene Bank und arbeitet ebenfalls sei-
nen Coupon ab. Der Herr Farrer verspricht sich von der Ein-
führung dieser Kur- und Aufkarte nicht nur eine bedeutende
Einnahme für den Gemeindefiskus, sondern auch eine rapide
Zunahme der Sittlichkeit.

Die Kastanie als Wetterprophet. Wer sich über die in der
Zeit der Kohlenknappheit besonders wichtige Frage, ob wir
einen strengen oder kalten Winter bekommen werden, orien-
tieren möchte, der beobachte in den nächsten Wochen genau das
Verhalten der Kastanien. Nach den langjährigen Feststellungen
des Professors der Botanik an der Universität Gießen H. Hoff-
mann ist unsere Kastanie, die ja allenthalben angepflanzt
ist, ein ziemlich zuverlässiger Prophet für das zukünftige Winter-
wetter, und zwar kann man auf die Art des Winters aus dem
Abfallen der reifen Früchte schließen, je eher die Früchte reif
werden, je früher der Tag herannahet, an dem die stacheligen
Fruchthüllen aufspringen und die braunen glatten Kastanien zur
Freude der Kinder herabfallen, desto milder wird der Winter
werden. In Mitteldeutschland kann der 17. September als der
Tag angenommen werden, an dem nach einer durchschnittlichen
Berechnung normaler Weise die ersten Früchte der Kastanie ihre
Hülle verlassen. In den südlichen Gegenden beginnt die Reife
etwas früher, in den nördlichen später. Wenn nun die Ka-
stanien bereits vor dem 17. September in Mitteldeutschland reif
sind, dann haben wir für den Winter gute Aussichten. Professor
Hoffmann fand, daß in 10 Fällen einer auffallend frühen Ka-
stanienreife neumann ein auffallend milder Winter folgte. Als
Durchschnitt seiner Beobachtungen ergab sich, daß in 71 Prozent
aller Fälle die Winter, die auf eine Frühreife der Kastanie
folgten, warm oder jedenfalls nur mäßig kalt waren.

Wiß und Humor

Wißverständnis. „Photographieren Sie Kinder?“ fragte
eine Frau den Jahrmärktephotographen. — „Natürlich, das ist
meine Spezialität.“ — „Was kostet denn?“ — „Zwanzig Mark
das Duzend.“ — „Dann gehts leider noch nicht,“ sagte die
Frau, „ich habe bloß elf.“

Ans der Kinderstube. „Frischen,“ ruft besorgt die Mutter,
„sprich, was weinst du denn so?“ — „Ach,“ heult Frisch, „mir tat
was weh! Und, und jetzt weih ich nicht mehr, wo!“ („Mf.“)

Gerechtigkeit. Meine Alte las, daß in Berlin die Preise in
den Bedürfnisanstalten erhöht seien. „Det is ener der wenigen
Fälle,“ erklärte ich „wo auch mal die — Produzenten besteuert
werden.“

Im Gasthaus. „Ober, geben Sie mir einen andern Keller.
Auf dem hier ist ein Fled.“ — „Das ist kein Fled mein Herr.
Das ist das Weesteeat, das Sie bestellt haben.“

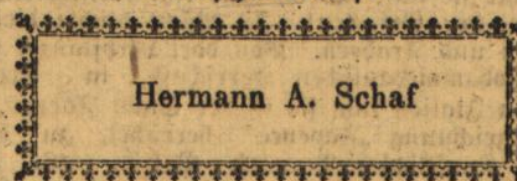
Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von Wed u. Cie., beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätseldecke

Rösselsprung

Grid for Rösselsprung puzzle with letters: mo, be, abut, las, ber, denn; er, fen, her, in, ge, zum; e, stim, bu's, o, e, tun; e, saßt, be, bis, sprech, wenn; die, fol, neu, tel, kann, tren; zu, se, magst, mut, er, fer; ge, hde, ge, bis, in, B.; beln, spät, umb, ber, wif, bitt.

Türschild-Rätsel



Die Buchstaben dieses Namens sind dazu zu verwenden, den
Beruf des Mannes anzugeben.

Ausgeschalt-Rätsel

Den Wörtern: Krebs, Schuhmacher und Gefang sind einige
Buchstaben zu entnehmen. Sind es die richtigen, so nennen die
ausgeschalteten Buchstaben ein Tier, das jetzt besonders gern
gejagt wird.

Rätsel

Als Astronom mit V bekannt,
Läßt sich mit F nur schwer es tragen.
Mit K wird wohl der Raum benannt,
Den hohe Berge rings umtragen.
Mit N hat es dich schon gebrannt
Und schafft mit S dem viel Behagen,
Der müde ist und abgepannt.
Und an den Gliedern wie zer schlagen.

Auflösungen der Rätsel in der Nummer
der 37. Woche

Wiberrätsel: Alter Freund und altes Schwert — sind in
Wäden Goldes wert.

Namensrätsel: G e o r g
A u t o n
P e t e r
F l o r a : Otto

Magisches Dreieck:

Magisches Dreieck grid: c h l o r; h i o b; l o t; o b; r

Rätsel: Miere — Misere.

Wichtige Lösungen sandten ein: Luise Daferner, Karl Dafer-
ner, Erna Kraus, Karl Knapp, Hella Daniel, Adolf Dethwig,
Th. Zweder, Anton Lauffe, Frau Herrmann, Artur Hermann,
Karlsruhe; Friedrich Weiß alt, Hermann Weiß, Max Weiß, Frau
Emma Wader, Karlsruhe-Mühlburg; Elise Prugie, Durlach;
Karl Ehler, Gröpingen; Erich Belafus, Ettlingen.

Die Mußestunde
Zur Unterhaltung und Belehrung

38. Woche

Karlsruhe, den 24. September

1921

Letzter Erntetag

Von Paul Moßmann.

Schon rüstet die müde Sonne sich
Hinabzutauhen hinter ferne Wälder,
Und lautlos von den Hügelhängen schlich
Das Heer der Schatten auf die Stoppelfelder.

Da fährten langsam heim zum letztenmal
Die Erntewagen mit der Last der Garben,
Es schimmerte im schrägen Abendstrahl
Die reiche Frucht in warmen Goldesfarben.

Auf allen Straßen zogen sie durchs Land
Mit klirren Reuchten hin wie schöne Sterne,
Bis mählich einer nach dem andern schwand,
Verfinckend in die dämmerblaue Ferne.

Und schweigend dehnten sich zu langer Ruh
Nach Ernteglut und Körnen rings die Fluren,
Der Schatten kühle Schleier deckten zu
Der Hufe Male und die Räderpuren.

Im Westen aber an des Himmels Rand,
Wo in der Wolkenmauer, der entfernten,
Weit auf des Abends lichte Pforte stand,
Hob sich mit einemmal ein ander Ernten.

Dort sammelte der Tag und hand in Faust
Zu Garben die verkreuzten Sonnenfeuer,
Dann filbrie er die schimmernd goldne Last
Durch das begränzte Tor in seine Scheuer.
(Mus dem „Zwinger“.)

Der Gerechte

Ein bretonisches Märchen.

Es war einmal ein armer Mann, dem war seine Frau
eben in die Wochen gekommen und hatte ihm einen Knaben
geschenkt. Er wollte, daß sein Sohn einen Gerechten zum
Vaten erhalte und machte sich auf den Weg, um ihn zu
suchen.

Wie er so wanderte, den Stoch in der Hand, traf er zuerst
einen Unbekannten, der das Aussehen eines durchaus ehr-
lichen Mannes hatte und der ihn befragte:

„Wohin gehst du so allein, mein guter Mann?“

„Einen Vaten für meinen neugeborenen Sohn zu
suchen.“

„Ei was! Wolltest du mich nehmen? Ich steh dir zur
Verfügung, wenns dir recht ist.“

„Wer bist du denn?“

„Ich bin der liebe Gott.“

„Und du ein Gerechter! Herr des Himmels! . . . Nein,
nein! Ueberall auf der Welt hör ich, wie man sich über
dich beklagt.“

„Und warum denn, wenn ich bitten darf?“

„Warum? Aber aus tausend und abertausend Gründen!
. . . Die Einen, weil du sie schwach, kränklich oder mißge-
staltet in diese Welt gesekt hast, während andere stark sind
und voller Gesundheit, die's doch nicht besser haben, als
jene; die andern, und zwar ganz ehrliche Leute, wie ich selbst
mehr als einen gekannt habe, weil du sie, wenn sie noch so
fleißig arbeiten und sich abrackern wie die Pferde, doch
immerfort in der Armut und im Elend lässest, wogegen ihre

Nachbarn, Tageiebe, heralose Schufte . . . Nein, wahrhaf-
tig, du wirst bei meinem Sohn nicht Gevatter stehn! Leb
wohl!“ Und der gute Mann sekte brummend seine Reize
fort.

Ein wenig weiter traf er einen ansehnlichen Greis mit
langen weißem Bart.

„Wohin gehst du so allein, mein guter Mann?“ fragte
ihn der Greis.

„Einen Vaten für meinen neugeborenen Sohn zu suchen.“

„Ich wollte schon Vatenstelle an ihm stehen, wenns dir
recht ist. Paßt dir das?“

„Wohl wohl, aber ich muß dir zuvor noch sagen, daß
ich zum Vaten für meinen Sohn einen Gerechten haben
will.“

„Einen Gerechten? Ei nun! Ich denke doch, ich bin
einer.“

„Wer bist du denn?“

„Sankt Peter.“

„Der Vorfürer des Paradieses, der, der die Schlüssel
inne hat?“

„Eben der.“

„Sa sol seht mal . . . du bist auch kein Gerechter, du.“

„Ich kein Gerechter!“ entgegnete Sankt Peter nicht ohne
Verdruß.

„Und warum denn nicht, das sag mir doch, mein Vester?“

„Warum nicht? Ah? das will ich dir schon sagen: weil
du, wie man mir gesagt hat, wegen ganz geringfügiger
Sünden, Kleinigkeiten von keinem Belang, dein Tor zu-
sperrst vor sehr ehrenwerten Leuten, Arbeitsleuten wie ich,
bloß weil sie, wenn sie sich die ganze Woche sauer gekümben
haben, vielleicht ein Gläschen Most übern Durst trinken
am Sonntag . . . Und dann, soll ich dir noch was sagen?
Du bist doch der Apostelfürst, das Haupt der Kirche, nicht?“

St. Peter nickte mit dem Kopf zum Zeichen der Zu-
stimmung.

„Nun eben! in deiner Kirche, da gehts zu wie überall
sonst; man kriegt drin nichts als für sein bares Geld, und
der Reiche geht dem Armen vor . . . Nein, du sollst auch
nicht bei meinem Sohne Gevatter stehen! Leb wohl!“
Und noch immer brummend sekte er seine Reize fort.

Da traf er einen Mann, der nicht sehr vertrauensver-
wend ausah und eine Sense auf der Schulter trug, wie ein
Mäher, der an seine Arbeit geht.

„Wohin gehst du so allein, mein guter Mann?“ fragte
ihn auch dieser.

„Einen Vaten für meinen neugeborenen Sohn zu suchen.“

„Willst du mich zum Vaten haben?“

„Da muß ich dir aber zuvor sagen, daß ich dazu einen
Gerechten haben will.“

„Einen Gerechten? Du wirst nie einen Gerechteren
finden als mich.“

„Das haben mir alle gesagt. Aber wer bist du denn?“

„Ich bin der Tod.“

„Ah! dann wahrhaftig bist du ein Gerechter; du nimmst
für niemand Partei und tuft wacker deine Pflicht. Reich
und arm, vornehm und gering, König und Knecht, jung und
alt, schwach und stark — du triffst sie alle, wenn ihre Stunde
gekommen ist, und läßt dich nicht erweichen noch umstimmen
durch ihre Tränen, ihre Drohungen, ihre Bitten und ihr
Geld. Ja, du bist in Wahrheit der Gerechte, und du sollst
bei meinem Sohne Gevatter stehen. Komm mit mir.“

Und der gute Mann kehrte in seine Sütte zurück und
brachte den Vaten, den er seinem Sohne wollte, mit.



Der Tod hielt das Kind über das Wasser der heiligen Taufe; hierauf fand in der Stille des Vaters ein kleines Mahl statt, bei dem Most getrunken und Weißbrot gegessen wurde, zur besonderen Festlichkeit.

Vor dem Abchied sagte der Vate zu seinem Gebatter: „Ihr seid recht gute Leute, meine Frau und du; aber ihr seid recht arm. Da du mich zum Vaten deines Sohnes gewählt hast, will ich mich dir dafür dankbar zeigen, indem ich dir ein Geheimnis enthülle, das dir viel Geld einbringt. Du, Gebatter, sollst dich jetzt in einen Arzt verwandeln und dich auf folgende Weise betragen: Wenn du zu einem Kranken gerufen wirst und du siehst mich aufrecht am Kopfende des Bettes stehen, dann kannst du kühnlich behaupten, daß du ihn retten wirst, und ihm ein beliebiges Mittel als Arznei verschreiben, reines Wasser, wenn du willst; er wird auf alle Fälle davonkommen. Siehst du mich aber dagegen mit meiner Sichel am Fußende des Bettes, dann ist nichts zu wollen, und der Kranke stirbt sicherlich, was du auch zu seiner Rettung unternehmen magst.“

So ist also unser guter Mann unvermutet in einen Arzt verwandelt, als welcher er die Lehren seines Gebatters Tod in die Tat umsetzt und nie ohne Erfolg vorherragt, ob seine Kranken sterben müssen oder nicht. Da er sich niemals irrte und da ihm überdies seine Arzneien nicht hoch zu stehen kamen, finkmalen er seinen Patienten nie etwas anderes verschrieb als reines Wasser, ihre Krankheit mochte sein was immer, war er sehr gesucht und wurde reich in kurzer Zeit.

Unterdessen pflegte der Tod, wenn er gelegentlich durch die Gegend kam, immer von Zeit zu Zeit bei seinem Patienten vorzusprechen und mit seinem Gebatter zu plaudern.

Das Kind wuchs und gedieh prächtig, der Arzt dagegen wurde von Tag zu Tag älter und schwächer.

Eines Tages sprach der Tod zu ihm: „Ich komme dich immer besuchen, wenn ich durch die Gegend wandere, und du warst noch nie bei mir; es scheint sich, daß du mich auch einmal besuchen kommst, damit ich dich meinerorts bewirte und dir meine Behandlung zeige.“

„Ich werde noch immer zu früh hinkommen“, entgegnete der Arzt, „denn ich weiß, ist man erst einmal bei dir, so kommt man nicht mehr los, wie man will.“

„Heber diesen Punkt sei beruhigt, denn ich werde dich nicht zurückhalten, bevor deine Stunde gekommen ist; du weißt, daß ich der Gerechteste der Gerechten bin.“

Der Arzt machte sich also auf, um seinem Gebatter einen Besuch abzustatten. Sie wanderten lange miteinander, über Berge und Täler, durchmaßen wüste Steppen, Wälder, Flüsse, Bäche, Gegenden, die dem Arzt ganz unbekannt waren. Endlich hielt der Tod vor einem alten Schloß, das von hohen Mauern umgeben mitten in einem dunklen Wald lag, und sprach zu seinem Gefährten: „Wir sind am Ziel!“

Sie traten ein. Der Herr der düstern Burg bewirtete erst seinen Gast mit großer Kraft, dann, als sie vom Tisch aufstanden, führte er ihn in einen riesigen Saal, wo Millionen Kerzen von allen Größen brannten, lange, mittlere, kurze, deren Flammen mehr oder weniger reich genährt waren und mehr oder weniger Helligkeit verbreiteten.

Unser guter Mann blieb erst ganz verblüfft stehen, geblendet und sprachlos vor einem solchen Schauspiel. Als er endlich reden konnte, fragte er: „Was bedeuten diese Lichter, Gebatter?“

„Es sind die Lebenslichter, Gebatter.“

„Die Lebenslichter? Was heißt das?“

„Jedes menschliche Geschöpf, das jetzt auf Erden weilt, hat hier eine Kerze, an der sein Leben hängt.“

„Aber da sind lange, mittlere, kurze, glänzende, trübe, verlöschende... warum?“

„Ja, wie das Leben der Menschen; einige sind am Beginn; andere sind in ihrer Vollkraft und Glanz; andre sind matt und taumelnd; andere endlich sind am Erlöschen...“

„Was ist das hier für eine lange und hohe?“

„Es ist die eines neugeborenen Kindes.“

„Und diese hier, was hat sie für ein helles und schönes Feuer!“

„Es ist die eines Mannes in der Blüte seiner Jahre.“

„Da ist eine, die am Verlöschen ist, weil ihr die Nahrung fehlt.“

„Ein Greis, der im Sterben liegt.“

„Und die meine, wo ist sie? Ich möchte sie sehen.“

„Hier, gleich neben dir.“

„Die da? ...“ „Ach, mein Gott, sie ist fast ganz heruntergebrannt! Sie ist am Verlöschen!“

„Ja, du hast nur mehr drei Tage zu leben!“

„Was sprichst du da? Wie, nur mehr drei Tage...“

Aber da ich doch dein Freund bin und du der Herr bist, könntest du nicht meine Kerze noch eine Zeitlang dauern lassen... zum Beispiel, wenn du ein Stück von der hier daneben, die so lang ist, wegnähmst, um es der meinen zuzulegen?“

„Die hier daneben, die so lang ist, ist die meines Sohnes, und wollte ich verfahren, wie du mir räthst, dann wäre ich nicht mehr bei Geredete.“

„Es ist wahr“, antwortete der Arzt und bescheidete sich mit einem tiefen Seufzer.

Und er kehrte in sein Haus zurück, ordnete seine Angelegenheiten, berief den Parrer seines Kirchspiels und starb drei Tage danach, wie ihm sein Gebatter Tod vorhergesagt hatte.

(Nach der von Paul Schlot in der Zeitschrift „Melusine“ veröffentlichten Fassung.)

### Keramik

Von Ludwig Egler-Karlsruhe.

Wer die großen Messen besucht, wird die Unbedeutung machen können, daß die keramische Industrie an diesen Plätzen ziemlich stark vertreten ist. Hieran nimmt Karlsruhe hervorragenden Anteil durch die seit Jahren auf hoher künstlerischer Stufe stehende Majolika-Manufaktur. In den letzten Jahren schenken hat sich die Keramik als Ausstattungsgegenstand für Innenräume einen beachtenswerten Platz errungen. Welch großen dekorativen Wert z. B. eine technisch wie künstlerisch gute Vase birgt, zeigte z. B. die interessante Ausstellung „Gut und Böse“. In Karlsruhe haben wir, durch dauernde Ausstellungen der Majolika-Manufaktur, sowie durch zeitweise Ausstellungen des Kunsthauses Sebald, welches seit einiger Zeit gebogene Tonwaren aus eigener Werkstatt zeigt, Gelegenheit, diese vornehme Art von Kunstgewerbe näher kennen zu lernen. Die heutige Keramik entwickelte sich ganz aus der Bauerntöpferei, dieser uralten Volkskunst. Eine der hervorragendsten Erscheinungen in der modernen Keramikkunst, in Deutschland und darüber hinaus, ist Prof. Max Langer-Karlsruhe. Er hat vor allem die Bemalung der Tonwaren ungemein erweitert. Sein Werk ist eine aus glücklicher Verarbeitung der Tradition hervorgegangene Kunst, welche durch große schöpferische Tätigkeit und Zähen, auf dem Gebiete des Technischen wirkenden Fleiß zu starker Eigenart gekommen ist. Zur Errichtung und Festigung des künstlerischen Rufes der Karlsruher Keramik trug Prof. Wilhelm Süs viel bei. Der Großherzog berief ihn im Jahre 1900 (auf Veranlassung Thomä's) von Cronberg am Taunus, wo er eine kleine Töpferei betrieb, nach Karlsruhe und richtete ihm eine Werkstatt ein, aus welcher die heutige Manufaktur entstanden ist.

Eine kurze Beschreibung des Herstellungsganges der Tonwaren dürfte manchen Leser interessieren. Der Ton wird durch Kneten und Zerhacken gereinigt, hierauf geschlämmt und entwässert. Ein bestimmtes Quantum der nun gewonnenen Tonmasse (je nach Umfang des herzustellenden Objekts) wird sodann auf einer tellerförmigen, schnell um sich selbst rotierenden Scheibe geformt. Eine zweite Art ist das Gießen der Tonwaren. Zu diesem Zweck werden Gipsformen hergestellt. Bei Kasten und ähnlichen meistens zweiteilige, bei komplizierteren, figürlichen Modellen mehrteilige (Reifformen). Die Masse wird nun durch Wasserzufuhr in eine röhrenartige Hohlform verbracht, welche in die Form eingegossen wird. Da der Gips das Bestreben zeigt, Wasser aufzusaugen, legt sich eine Schicht der verdünnten Masse an die innere Wand der Form. Wenn diese Schicht die gewünschte Stärke erreicht hat, wird die übrige flüssige Masse durch Umhüllen der Form ausgegossen. Ist die Schicht nun leberhart, damit sie beim Wegnehmen der Gipsform nicht der Gefahr des Zusammenbrechens ausgesetzt ist, so wird sie von dem sie umgebenden Gipsmantel befreit. Hiernach folgt das Retouieren, d. h. das Wegputzen der durch die Teilformen entstandenen Nähte oder das Hinzufügen von Gelenken, Schnäbeln, Füßen und Verzierungen. Die auf der Drehscheibe entstandenen Arbeiten sind nachlos und brauchen daher keine Retouche. Während die Tonware noch

feucht ist (leberhart) wird die Angussfarbe (Engobe) aufgetragen; denn diese verbindet sich nur vollkommen mit einer noch feuchten Masse. Andernfalls würde sie beim Brennen abblättern. Die Bemalung (Ornamente, Blumenmuster usw.) erfolgt mit einer feinen Gießbüchse. Nach Engobierung und Bemalung kommen die Stücke zum ersten Brand (Sprühbrand). Danach werden sie mit einer durchsichtigen Glasur überzogen und kommen zum zweiten Brand, dem Glazur- oder Glattbrand. Die einmal gebrannten Stücke werden vielfach auch nur mit farbiger Glasur (Dedglasur) überzogen und im zweiten Brand fertiggestellt.

Das Brennen der Stücke geschieht in aus feuerfesten Steinen errichteten Brandöfen. Gemahlene Baucerätschere erhalten direktes Feuer, feinere Tonwaren werden durch heiße Luft gebrannt. Je nach der chemischen Zusammensetzung der Tonmasse sind zum Brande verschiedene Hitzegrade notwendig. Die Höhe der Hitze wird mittels Pyrometern festgestellt. Am meisten gebräuchlich jedoch sind die sogenannten Seger-Regel (nach dem Erfinder so benannt), welche bei gewissen Hitzegraden schmelzen und auf diese Weise deren Höhe angeben. Beim Zubauen des Brennofens wird ein Schrohr aus feuerfester Erde mit eingemauert, hinter welchem diese Regel gut sichtbar aufgestellt sind. Die Höhe der notwendigen Hitze richtet sich nach den verschiedenen Tonmassen. Beim Eingang z. B. bewegt sie sich von 700—1400 Grad.

Die Keramik ist uralt. In allen vorgeschichtlichen Fundstätten tauchte sie auf. Welch hohe künstlerische Kultur liegt in der Töpferei der Griechen! In Asien blühte diese Kunst bei den Assyrern und Arabern. Von dort verpflanzte sie sich, während der mohammedanischen Herrschaft in Spanien, nach Europa. In Italien kam sie in der Stadt Faenza, von welcher auch die Bezeichnung „Faence“ herrührt, zu hoher Blüte. Durch den Kunsttöpfer Bernard Palissy (16. Jahrhundert) wurde sie in Frankreich bedeutend erweitert. Er befeuerte zum erstenmal Faencen mit Pflanzen und Bausteinen in Gredrelief als Verzierungen. Berühmt wurde in Holland die Faencefabrikation zu Delft. Gegen das 19. Jahrhundert wurde die Faence durch die in Deutschland aufblühende Porzellanfabrikation und das in England erfundene Steingut, bei welchem feineres und daher bildsameres Rohmaterial zur Verwendung gelangt, rasch verdrängt. Der sich für die Kunsttöpferei der Antike interessierende findet in der Sammlung unseres neueröffneten Landesmuseums (Schloß) ein weites Feld. Dort sind ägyptische, griechische, etruskische, deutsche, japanische und holländische Stücke in großer Anzahl zu sehen, welche allein schon, neben vielen anderen Schätzen, dem Besucher Stunden höchsten Kunstgenusses bieten.

### Für unsere Frauen

#### Die Tagelöhnerin

Sie führte die Sense und den Pflug, Ist tätig gleich in Saat und Ernte. Ihr Herz, das Angst und Sorge trug, Wohl auch das Weinen längst verlernt. Man sieht in ihrem Angesicht Das Weh von fünfzehn Witwenjahren, Und keine Falte, die nicht spricht: „Ich hab' des Lebens Buch erfahren!“ Was sie im Tagelohn ertritt, Gab für die Kinder schmale Bissen, Sie aber hungerte und litt In Watterholz und Kammernissen. Sie müht sich ab mit Hoffnungsruht — O daß ihr Wirken Segen fände! — Und trägt des Lebens schönstes Gut: Ein weiches Herz und harte Hände. C. Krille.

#### Das angenommene Kind

Mathilde ist kein Name. Ein herzliches, kleines Mädchen mit rotem Seidenband in dem dunkelbraunen Haar; in dem hübschen, bräunlichen Gesichtchen ein paar tollschwarze Augen, die dich lug und gescheit mustern von oben bis unten. Wenn du es am Sonntag auf der Straße sähest und wüßtest nichts weiter von ihm, du drehst dich bestimmt noch einmal um nach ihm. So lieblich und anmutig trippelt es daher in seinem hellblauen Drenschleichen mit den roten Blümchen darin und achtsam wie ein Großes geht es mit seinen rotbraunen Schuhen dem Staub aus dem Weg. Und siehst du dann die Mann und die Frau, es zu beiden Seiten an seinen Händchen führend, so drängt es sich dir da drinnen ganz warm auf, welch liebliches Familienlied da die helle Sonne bescheint.

Würdest du aber nicht daß erkennen und es überhaupt glauben wollen, wenn ich dir sage, daß Martha gar nicht das eigene, sondern ein ganz fremdes, angenommenes Kind ist? Es ist aber doch so, und weil die ganze Geschichte von Klein-Marthas Werdegang so rührend und so voll höchster, selbstloser Menschenliebe erfüllt ist, will ich sie euch gern wortgetreu erzählen.

Also, da war ein Ehepaar schon sieben oder acht Jahre miteinander verheiratet, und doch hatte sich noch niemals ihr heißer Wunsch, ein Kind zu bekommen, erfüllt. Wie schon so oft, sah die große blonde Frau an einem Abend wieder einmal in ihrer Küche und weinte heiße Tränen in ihre rechte Einsamkeit hinein. Kaum sah der heimkehrende Mann das vermeinte Gesicht, als er auch sofort wachte, wo das herrührte. „Nun soll es aber anders werden“, sagte er mit lauter Stimme, die nur deshalb so rauh klang, weil er damit die innere Bewegung verdecken wollte. Sprach und holte sein Notizbuch herbei, nahm ein Blatt heraus und setzte sich an den Tisch, folgendes Interat entwerfend:

Kleines Kind, ohne gegenseitige Entschädigung als eigen anzunehmen gesucht. Off. unter N. 3.

Am nächsten Morgen sah Frau Warbele in dem Zug zur Aufgabe des Interats, und nach ungeduldig verlebten zwei weiteren Tagen holte sie die eingelaufenen Antworten ab. Was glaubt ihr wohl, wieviel kleine Kinder da zu haben waren? Dreißigundzwanzig Briefe waren in den zwei Tagen eingelaufen, und mit diesen 22 Briefen glücklich-schwer beladen, lehrte Frau Warbele heim zu dem nicht weniger erwartungsvollen Mann. Ihr werdet es euch nun selber ausmalen können, wie schwer unter 22 Angeboten die Wahl gewesen ist, zumal der Mann gern einen Jungen und die Frau gern ein Mädchen geholt hätte, wie das ja meist der Fall ist. Wie sie nun so überlegte und im Geist das Köpfige, blonde und dunkelhaarige liebe kleine Krabbelzeug vor sich sah, fiel ihnen unter den Briefen auf einmal einer auf, bei dem die Freimarke auf die Rückseite geklebt war. „Dieses Kind holen wir, weil uns das so merkwürdig mit der Freimarke vorkommt“, entschieden sie dann, und so fanden sie Mathilde als vier Monate altes Baby hoch oben in der Wächkammer eines feinen Hauses in Frankfurt a. M. in dem schmalen Dienstbotenstübchen seiner Mutter liegen. Die Mutter, ein Dienstmädchen, konnte die Kosten für seine Erhaltung nicht aufbringen, der Vater irgendwo, ich glaube gar, längst anderweitig verheiratet. Was der Kindesmutter in ihren Verhältnissen da nur eine Last war, ward unserm Ehepaar, jetzt das größte Glück und die reinste Freude.

Durch das Kind bin nun auch ich mit der Familie bekannt geworden, denn wenn Frau Warbele das Kind auf dem Arm hatte und an mir vorbeiging auf der Straße, da zog es mich immer so ganz unbewußt zu den beiden hin, bis ich sie einmal ansprach. Nun habe ich schon mannde liebe Stunde in Frau Warbeles Küche zugebracht und mich an Mathilas idealer Entwicklung gefreut. Wie im Leben habe ich so gern aus meinem beiseite gelegten Kleinkinderzeug ein Hemdchen, Söschgen oder Kleidchen herausgesucht wie in den vergangenen drei Jahren für Mathile. Und Frau Warbeles geschickte Hand setzte selbst da noch solche schönen, sauberen Lappen und Lätzchen ein, wo es noch andere Mütter bestimmt längst als hoffnungslos aufgegeben hätten. Ueberhaupt hat diese Frau etwas so Affurates in und an sich, es liegt über dem ganzen Haushalt und ihrer eigenen Persönlichkeit ein solch sympathisch berührender Hauch von Ordnung und Sauberkeit, was auf das Mathile „abfärbt“ und dieses um so anziehender macht. Ihr „Papale“, ein echter Vayer, hat eine rauhe Außenseite, sonst aber trifft auch auf ihn das Dichtermot zu: Der Kern im Menschen, der ist gut! So ist dieser äußerlich rauhen und wenig lebenswürdige Worte machenden großen Mann mit dem kleinen Mädchen auf der Erde jeden seiner kindlichen Wünsche eingehen, so sage ich mir oft im Stillen: Du willst ja nur so garstig scheinen, damit niemand dein weiches und reines Gemüt erkennen soll. Deine eigene, verbitterte, graufam-freudlose Kinderzeit hat dir diesen rauhen, schlagigen Außenpanzer angezogen und ist das Grund- und Reimotiv zu deinem politischen Menschenhaß geworden. Wer, aber jodelt Liebe über ein fremdes Kind ausschütten kann und ergreifende Herzenstöne im Spiel mit dem Kind findet, der hat selbst noch ein Kindergemüt.

Und wenn ich euch nun noch verrate, daß das Mathile am kommenden 15. Juni seinen vierten Geburtstag hat, und ich schon ein hübsches Blumentörtchen herborgebracht habe, welches mit verschiedenen Blümchen gefüllt werden soll, in welche ich unser liebes Frauenblättchen mit dieser bis dahin hoffentlich abgedruckten kleinen Geschichte verpacken und mit einem roten Seidenband schmücken will, um einer blau-etikettierten Tafel Schokolade, farbenfrohe Gesellschaft zu leisten: wer wohl wird sich da am meisten freuen, das Mathile, der „fremde“ Vater, die „fremde“ Mutter oder ich? Marie Schleich.